

JENS LANGER

Der Klopstocker. Kirche und kulturelle Identität der Stadt

Der Beitrag der Kirche zur Kultur in Stadt (und Dorf) besteht in dem Hinweis: *Nicht alles* ist Pommes, fast food und Imbissstand – unbeschadet des Respekts auch vor dieser Erwerbsmöglichkeit. Der kirchliche Beitrag erinnert hastige Konsumenten und eilige Vertilger an eine ihnen lästige Tatsache: Manches dauert einfach etwas länger – »eine Ewigkeit«, wie der ungeduldige Kunde zum Beispiel dem Frittenhändler klagt.

Differenzen und Differenzierungen

Zur Identität gehört das Wissen um Differenzen und Differenzierungen, also die Unterscheidung der Geister. Dabei ist mir der nahezu subversive Bezug zwischen fast food, Alltagskultur und Hochkultur in meiner Heimatstadt nicht entgangen: In der Klopstockstraße beim Hauptbahnhof steht seit langen Jahren ein Imbisswagen, dessen Betreiber ich in den ausgesprochenen Respekt selbstredend einschleibe. Zudem dieser den Poeten des »Messias« in dieser Straße zusätzlich ehrt mit dem Namenszug am Stand: *Der Klopstocker*. So paradox kann Unwissen vor Vergessen bewahren! Das stimmt um so nachdenklicher, als ein paar hundert Meter weiter Unwissen und Vergessen den Namen eines guten Ortes verschlungen haben. Seit den sechziger Jahren heißt der aufgelassene Alte Friedhof zwischen »Bei den Polizeigärten« und Saarplatz unreflektiert »Lindenpark«. Ich hielt diese Namensgebung anfangs für ein Beispiel, wie die SED die Vergänglichkeit zu überspielen versuchte, aber auch in den freiheitsbetonten Zeiten des real existierenden Kapitalismus hat niemand den ursprünglichen Namen dieses Ortes wieder aufgenommen. Geschichte wurde siegreich überspielt. Das Vergessen hat geklappt. Das Unwissen sitzt obenauf. Im Laufe dieser Erosion von Identität gingen geschichtsträchtige Grabanlagen verloren, darunter die letzte Ruhestätte des Neutestamentlers Friedrich Büchsel (1883-1945), der 1945 durch die Hoftür seines Hauses hindurch von Russen erschossen wurde, weil er ihnen nicht schnell genug öffnete.¹ Sein Haus im Kräwtweg 3 steht bis heute unmittelbar vor dem Zugang zum Alten Friedhof. Mit diesem historischen Umfeld ist auch verbunden – und das heißt ebenfalls aus der Geschichte fast verdrängt – Dr. Elfriede Büchsel, die Ehefrau des Exegeten. Es sind bis auf einen Tag fünfzig Jahre her: Am 12. Mai 1953 vollstreckt der Direktor der Goetheschule – gegenüber unserem heutigen »Klopstocker« – die Apartheid gegen die Junge Gemeinde der Evangelischen Kirche an seiner Schule und meldet am 13. Mai Vollzug durch den Pädagogischen

Jens Langer – Jg. 1939, studierte Theologie in Leipzig, Jena und Rostock; Pastor an St. Marien in Rostock, zuletzt in UTOPIE kreativ: Kulturen in der Krise. Die neuen Länder in der alten Bundesrepublik Deutschland, Heft 72 (Oktober 1996).

Die Arbeitsgemeinschaft »Die Alte Stadt« hatte im Frühsommer zur Internationalen Städtetagung nach Rostock eingeladen: »Stadtkultur – Tradition im Wandel«. Unser Autor hielt am 11. Mai 2003 im Rostocker Rathaus vor den 160 Teilnehmern aus ganz Deutschland den nachstehenden Vortrag. Er lässt sich auch als Einladung verstehen, Langsamkeit und Alterung zu genießen, anstatt durch Festivalbauten Identität und Stadtkultur zu beschädigen. Überarbeitete und ergänzte Fassung.

1 Björn Mensing, Heinrich Rathke (Hg.): *Widerstehen. Wirkungsgeschichte und aktuelle Bedeutung christlicher Märtyrer*, Leipzig 2002, S. 103.

2 Landtag Mecklenburg-Vorpommern (Hg.): *Leben in der DDR, Leben nach 1989. Aufarbeitung und Versöhnung*, Bd. VI, Schwerin 1997, S. 281. Da 50 Jahre nach der Verfolgung der Jungen Gemeinde diese und spätere Ereignisse gelegnet werden (vgl. ehemalige Lehrer: Neues Deutschland vom 1. Oktober 2003, S. 5), sei auch verwiesen auf Fritz Dörgerloh: *Geschichte der evangelischen Jugendarbeit*, Bd. I, Hannover 1999, S. 62-70; Karin Sedler u. a. (Hg.): *Glaubenskrieg*, Berlin 1995, S. 238-305.

3 Vgl. Johannes Köllner: *Die Baupolitik der DDR am Beispiel Rostock: Der Wiederaufbau des Stadtzentrums und der Abriss von Sakralbauten*, Abschlussarbeit Universität Rostock, FB Geschichtswissenschaften (o. J./ca. 1996), S. 48-70 (Archiv der Evangelisch-Lutherischen Innenstadtkirche Rostock).

4 Steffen Mensching: *Berliner Elegien*, Leipzig 1995, S. 5.

5 »(...) Während für große Kirchen in den alten Bundesländern bereits die zweite Periode der Restaurierung nach 1945 beginnt, reparieren wir immer noch Schäden durch die Fliegerbombardements im 2. Weltkrieg (1942) nebst Langzeitwirkungen. Wir haben große hanseatische Kirchen in Rostock durch Krieg und Politik verloren. St. Marien wollen wir retten.

Rat an seine Oberen, wobei er protokollieren lässt: 1 Gegenstimme (Dr. Büchsel).² Der Direktor galt übrigens im Vergleich mit anderen Kollegen als »bürgerlich« oder »liberal«.

Angesichts des angedeuteten Verlustes an Geschichtsbewusstsein ist es bedeutungsvoll, dass der Rostocker Jakobikirchplatz von vornherein bei seiner geplanten Umgestaltung vom Störtebeckerplatz zu einem Memorial der urbanen Kultur samt Benennung mit dem Namen des Apostels weg vom Räuberodium auch an die Zerstörung städtischer Identität in den fünfziger und sechziger Jahren und die mutigen Personen in Denkmalpflege und Kirche erinnert, die gegen die beredt schweigende oder Leserbriefe schreibende Mehrheit die gewachsene Stadtkultur in die Zukunft mitnehmen wollten.³

Die Kirche ist das Gedächtnis der Stadt und eine ihrer Schatzkammern

An diesen Stätten des Ewigen, die selber nicht ewig sind, wird an Personen, Ereignisse und Schätze erinnert, die ohne Kirchen leichter längst völlig vergessen wären: Ewigkeit, Menschenwürde aus dem göttlichen Ebenbild, Vergebung, die Differenz zwischen Gott und Mensch, das Protestantische Prinzip (»Der erste Platz ist immer schon besetzt«), die neue Stadt aus himmlischer Ästhetik – u. U. als Basis von allem die hebräische Überlieferung der Judenheit.

Es lässt sich anschauen in diesen Schatzkammern, in welchem Reichtum der Stile zum Beispiel die oben genannten Kleinodien unserer Kultur gestaltet werden können.

In der Kirche selbst noch muss aus Lauterkeit differenziert werden, wie es auch in der Gesamtgesellschaft notwendig ist, nämlich durch die Unterscheidung der Geister (1. Korintherbrief 12, 10). Das heißt, die Kirche steht inmitten der Stadt und so auch unter dem göttlichen Wort, dessen Vehikel zu sein sie auszeichnet ist.

Auf der anderen Seite haben in wechselnden Zeiten die Parteisekretäre der Ideologien Gottes Gottheit (1. Gebot) und andere Schätze der Überlieferung für Gegenwart und Zukunft zu eliminieren gesucht. An ihre Stelle sind in unseren Regionen die Parteisekretäre des Banalen und Nebensächlichen getreten, die offenbaren wollen, dass alles zu kaufen ist, dass deshalb auch permanent zu verkaufen ist. Die Differenzierungen versickern in einem »rasenden Stillstand« (P. Virilio) in den Untergrund einer flottierenden Ebenbürtigkeit: »Alles gleich. Gültig alles. / Auschwitz, Wandlitz, Austerlitz. / Ein Abwasch, ein Knopfdruck, / Hokuspokus. Ab in den Lokus. Löscht die Festplatten...« (Steffen Mensching)⁴

Diese Überlegungen haben in concreto mich veranlasst, mich für den Erhalt des einzigen aus dem Zweiten Weltkrieg fast unversehrt hervorgegangenen Gotteshauses der Hansestadt einzusetzen, also für den Schutz der Schatzkammer immaterieller und materieller Edelsteine. Weil die großen Reparaturarbeiten jahrelang von der Bundesregierung gefördert wurden, war der juristisch gestaltete Zeitraum ausgelotet. 2004 soll Schluss sein. Darum habe ich an die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Frau Staatsministerin Dr. Christina Weiß geschrieben.⁵ Formal sind meine Überlegungen Teil einer gemeinsamen Anstrengung von Land, Stadt und Landeskirche um die Fortführung der Bundesförderung bei den auf-

wendigen Reparaturen an einem Gebäude. Inhaltlich geht es auch um einen Beitrag, in den Dörfer, die »Trümmerlandschaft« aus Neubauten nicht zur alleinigen Marke der Gegenwartskultur werden zu lassen, wie Karl Ganser seine Kritik an der neuen Siedlungslandschaft formuliert hat.⁶

Kirchen helfen zum Eingeständnis der Gebrechlichkeit

Der Stolz auf die im Gedächtnis des Raumes gehüteten immateriellen und materiellen Schätze, die Hochachtung vor einem gotischen Bau und vor denen, die ihn schufen, ist in der Sache begründet. Auch der Stolz auf die Geschichte gehört dazu. Aber Geschichte macht nicht nur stolz, sondern auch bescheiden, sofern die Bereitschaft vorhanden ist, auch ihre Schattenseiten zur Kenntnis zu nehmen. Ich möchte jetzt nicht mehr von diesem Stolz reden, den es berechtigt gibt und der für die städtische Identität von Belang ist. Das wird immer wieder betont. Ich rede jetzt von der Anschauung der Gebrechlichkeit und dem Beitrag des Vergänglichen, den z. B. unsere städtische Hauptkirche für die Würde der Stadt bedeutet.

St. Marien ist umbauter, endlicher Raum der Schöpfung, zerbrechliche Hülle des Ewigen. Diese Vergänglichkeit kann und muss unvermeidbar angeschaut werden: Sie bleibt sichtbar, Architekten und Baupfleger liften nicht. Sie haben gelernt, die Schrunden der Jahrhunderte zu akzeptieren, zu respektieren und zu »konservieren«. Außerdem schreitet die Sanierung des Baus seit Jahren glücklicherweise zwar kontinuierlich voran, im selben Zeitraum entwickelt sich jedoch auch der Verfall, und zwar diskontinuierlich. Wer sich nichts vormachen kann, wird bescheiden. Odo Marquard hat vor geraumer Zeit gewarnt, alles Machbare auch zu tun. Wer alles Mögliche auch möglich mache, falle wohl aus der zwanghaften Diktatur des Schicksals heraus, aber er falle unter die Diktatur des Machsals.⁷ Da unsere Gesellschaft diese Warnung noch gar nicht gelesen hat, sondern alles Mögliche möglichst rasch und effizient, möglichst billig oder teuer ermöglichen will, kann die Anschauung einer unverstellten Gebrechlichkeit individuelle und städtische Bescheidenheit fördern, die Zwänge des Machsals relativieren und so die endliche Ankunft einer Barmherzigkeit in der immer wieder misslingenden Gigantomanie vorbereiten. St. Marien befindet sich dabei selber im Glashaus: »Dieses Bau-Ungetüm imponierend wie es ist, wird doch niemals schön genannt werden können«, urteilt Wilhelm Lübke 1869.⁸

Die Grenze und die Endlichkeit unserer Kultur ist mir schließlich auch durch ein Kirchenasyl für einen kurdischen Türken bewusst geworden, das nun 3 Jahre und 4 Monate währt.⁹ Die Gesetze sind an ihre Grenze gelangt. Unsere Kirche ist an ihre Grenze gelangt. Der Asylant ist an seine Grenze gelangt. Unsere Hoffnung ist beschränkt. Hier konzentriert sich z. Z. das Controlling unserer identitätsstiftenden Werte in den kirchlichen Schatzkammern und menschlichen Herzen. Nur Geduld stärkt unsere Hoffnung. Wird sie reichen auch für die städtische Identität?

Vergänglichkeit und Zukünftigkeit

Differenzen und Gewinne, Verluste und Stolz, Vergänglichkeit und Zukünftigkeit von Individuen und Stadt kommen im Gottesdienst

Das alles erfolgt in einer Kubatur von vergleichsweise ca. 200–250 Einfamilienhäusern bei laufender kirchlicher Arbeit, die eine große Öffentlichkeit durch protestantisches Profil, kulturellen Reichtum und gesellschaftlichen Diskurs erreicht. Das war so am 12. 11. 1419 bei der Eröffnung der Universität in der Kirche, 1532 (Einführung der Reformation), 1645 (Begegnung H. Grotius – J. Quistorp d. Ä.), 1945 bei der humanistischen Werteorientierung der Bevölkerung, 1953 (Verfolgung der Jungen Gemeinde durch die SED), 1981 (»Schwerter zu Pflugscharen«, 1989 (Gottesdienste zur Veränderung der Gesellschaft), 11./12. 09. 2001, 26. 4. 2002 (60 Jahre der Bombardierung Rostocks). Immatrikulationen und Investitionen der Universität finden hier statt. In gegenwärtigen Kriegslagen erweist sich St. Marien als ein Ort des Trostes (...)

An unseren Gottesdiensten nehmen viele Tausend Menschen teil, am Mittagsgebet von Juni bis Oktober 2002 allein waren es 12 500, dazu kommen 150 000 Touristen, zunehmend in großen Gruppen Bürger der USA. 2007 begehen wir mit der Stadt die 775. Wiederkehr der Erstnennung von St. Marien. 2018 begeht St. Marien mit der Stadt deren 800jähriges Jubiläum – zu schweigen von der Möglichkeit, 2012 die Segelolympiade im Rostocker Seerivier zu haben. St. Marien strahlt die Zuversicht der Region aus, kann das durch weitere Rettungsmaßnahmen angemessen vermitteln und die hoffnungsstarke Seite Deutschlands weltweit kommunizieren. Oder soll

sich diese Hansestadt im Nordosten im Gegensatz zu ihren westlichen Schwestern der Welt bei diesen bewegenden Anlässen mit einer verfallenen gotischen Kathedrale präsentieren, die doch eine Brunnenstube der städtischen Identität ist und bleiben soll?« Schreiben vom 12. Mai 2003, im Archiv der Evangelisch-Lutherischen Innenstadtgemeinde Rostock. Zu den einzelnen Ereignissen vgl.: Thomas Kaufmann: Universität und lutherische Konfessionalisierung, Gütersloh 1997, S. 41-44; Johannes von Walter: Die Reformation in Rostock: Das Evangelische Rostock 1531-1931, Rostock (1931), S. 7-46; Rostocker Universitätsreden NF Heft 9, 2003, S. 7-9. 44; ferner Lit. in Anm. 2 u. 10.

6 Vgl. Gewissen für die Baukultur. Interview mit Karl Ganser: Neues Deutschland vom 7. April 2003, S. 12.

7 Vgl. Odo Marquard: Ende des Schicksals? In: Ders.: Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 2000, S. 67-90.

8 Wilhelm Lübke: Kunst-historische Studien, Stuttgart 1869, S. 257.

9 Vgl. I. Jonas Dögüs: Meine liebste Bibelstelle, in: Mecklenburgische Kirchenzeitung, 13. April 2003, S. 3.

10 Ignaz Wrobel (d. i. Kurt Tucholsky): Braut- und Sport-Unterricht, in: Die Weltbühne, 8. April 1930, Nr. 15, S. 540.

zur Sprache. Die Liturgie ist ein Ort, an dem Identität bewahrt, geprüft und erneuert wird. Die Rede von Schatzkammer und Gedächtnis könnte dazu verführen, an das Stadtarchiv zu denken. Das sind wir nicht und könnten uns damit auch nicht messen. Alle Sammlung von Äußerem und Innerem wird eingesetzt zur symbolischen Reproduktion von Gottes Wirken für Menschen in der Geschichte, gemessen am Maßstab der biblischen Ur-Kunde. Dieses Geschehen ereignet sich in der Liturgie. Das ist deutlich, das Gegenteil der Haltung, die Kurt Tucholsky schon 1930 kritisierte:

»Was an der Haltung beider Landeskirchen auffällt, ist ihre herabhängende Zunge. Atemlos jappend laufen sie hinter der Zeit her, auf daß ihnen niemand entwische. ›Wir auch, wir auch!‹, nicht mehr, wie vor Jahrhunderten: ›Wir.‹ Sozialismus? Wir auch. Jugendbewegung? Wir auch. Sport? Wir auch. Diese Kirchen schaffen nichts, sie wandeln das von andern Geschaffene, das bei andern Entwickelte in Elemente um, die ihnen nutzbar sein können.«¹⁰

Dass diese Verwurzelung der protestantischen Identität in der biblischen Überlieferung nicht nur Bewahrung von Tradition bedeutet, sondern deren Bewährung für die Zukunft, haben wir 1989 und danach erlebt in den Gottesdiensten zur Veränderung der Gesellschaft (und später in den 90ern in Liturgischen Protesten für Menschenwürde). Der Religionssoziologe Richard Scherer ist diesen Liturgien für Bekenner und Distanzierte im Herbst 1989 auf den Grund gegangen und schlussfolgert:

»Die Andachten mit ihren liturgischen Formen waren offensichtlich Teil der Kommunikation unter denen, die sich an den Ereignissen im Herbst beteiligten (oder genauer: eines größeren Teils von ihnen). Stimmt diese These, dann stellt sich die Frage, was diese Form der Kommunikation ermöglichte, warum die, die zuvor (und danach) in den liturgischen Formen für sich nichts Brauchbares entdecken konnten, mit denen, die in ihnen ein angemessenes Ausdrucksmittel sahen, um das, was ihnen wichtig war, zu artikulieren, in dieser Form kommunizierten. Eine mögliche Antwort könnte etwa so lauten: Man unterstellte denen, die die Andachten organisierten (und damit auch den Andachten), jedenfalls keine klerikale Absicht. Man hatte nicht das Gefühl, für bloße Organisationsinteressen vereinnahmt zu werden. Niemand wurde zu Bekenntnissen gedrängt; es genügte, da zu sein. Die Predigten, die von biblischen Texten auf die aktuelle Situation führten, konnten verstanden werden als der Versuch, die eigenen Motive denen zu erklären, die ihre Motive nicht mit biblischen Texten verknüpften. Sie wurden gehört nicht als Deklaration irgendeiner Generallinie, sondern als Versuch, Motivlagen und darauf aufbauende Vorstellungsräume sichtbar zu machen. Der Reichtum der Texte, vor allem der alttestamentlichen, an sozialen Problemlagen und ihrer Bearbeitung konnte als Prospekt verwendet werden. In diesem Rahmen war dann das, was im Informationsteil weitergegeben wurde, auch nicht bloß Information, sondern konnte als durch den liturgischen Zusammenhang verbürgt zum Teil der gemeinsamen Situationsanalyse werden. Andererseits unterstellten die, deren Motive nicht christlich geprägt waren, dass ihre Gründe in den Andachten akzeptiert seien; sie wären sonst nicht hingegangen. Den Andachten voraus ging also die Akzeptanz unterschiedlicher Mo-

tive. Und die Andachten, die liturgischen Formen waren brauchbar, weil sie die unterschiedlichen Motive kommunizierbar machten.«¹¹

Wer Geschichte so erlebt hat und seine Kirche mittendrin, traut dem Evangelium einfach weiterhin etwas zu in den Auseinandersetzungen der Zeit.

Ingredienzien einer lebendigen Identität

Eigensinn, Konzentration und Gedächtnis sind die Ingredienzien einer lebendigen Identität, deren Personen und Städte bedürfen. Die dominant produzierte Kultur des 21. Jahrhunderts ist bestimmt von den 3 E: Emotion, Event und Erlebnis. Alle drei sind Funktionen eines viel größeren Geschehens, das Physis und Psyche gestaltet. Sie sind Funktionen des Verkaufs, seiner Expansion, seiner Exzesse und Insolvenzen. Die Eventisierung der Stadtkultur kann nicht vertuschen, dass jedes Event lediglich Vor- und Anhängsel dieses Marktkampfes ist.¹² Die Kultur der gewachsenen Identität setzt dem entgegen Eigensinn, Konzentration, Gedächtnis.¹³

In der Spannung zwischen Eigensinn und Veränderung in der geschichtlichen Beheimatung entwickelt sich unsere Identität. Die Kirche versucht, eine Brücke zu sein zwischen dieser Sturheit und der Zukunft, zwischen einem Leben aus der Fülle der Gegenwart und der Künftigkeit des Kommenden, zwischen Zeit und Ewigkeit. Ihrer Situation entspricht eine bescheidene Holzbrücke, nicht die metallene »Raum-Klammer«, die neuerdings in der Grubenstraße stählern von Stadtkultur in Tradition und Wandel zeugt.

11 Susanne Höser, Richard Scherer: Wir hatten Hoffnung auf eine Demokratie. Rostocker Protestanten im Herbst 1989, Mössingentalheim 2000, S. 304 f.

12 Vgl. vom Verf.: Art. Gottesdienst und Kultur, in: Handbuch der Liturgie. 3. Aufl., Göttingen 2002, S. 591. 600 f. Ders.: Die Mühlen des Events, in: Neue Dialog-Hefte 2. Heft 4/2002, S. 60-61 und Die Wandlung der Ikone zur Kultmarke, in: Berliner Dialog-Hefte 10. Heft 3/1999, S. 48-55.

13 Vgl. Mario Gmür: Der öffentliche Mensch, München 2002, S. 27 f.